Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

ihm auf sein Zimmer zu folgen. Es war auch wirklich etwas außerordentliches, was meiner harrte, nicht eine seiner gewöhnlichen Sentenzen, sondern — ein Text aus der Bibel, auf den ohne Zweifel eine regelrechte Predigt gefolgt wäre, wenn ich nicht im Gefühl meiner Würde als angehender Student dem kräftig vorgebeugt hätte. Mit feierlicher Miene lud er mich ein, Platz zu nehmen; mit feierlicher Miene holte er das Buch hervor, setzte sich mir gegenüber, schlug es auf und begann, nachdem er mir einen warnenden und strafenden Blick zugeworfen hatte: Höre, was der weise Sirach sagt. „Es ist keine List über Frauenlist, und kein Zorn so bitter als der Frauen Zorn. Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe. Wenn sie böse wird, so verstellet sie ihre Geberden und wird so scheußlich wie ein Sack. Ihr Mann muß sich ihrer schämen, und wenn man es ihm vorwirft, so thut es ihm im Herzen wehe. Alle Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit. Ein waschhaftig Weib ist einem stillen Manne, wie ein sandiger Weg hinauf einem alten Manne. Laß dich nicht betrügen, daß sie schön ist, und begehre ihrer nicht darum. Ein böses Weib macht ein betrübt Herz, traurig Angesicht und das Herzeleid. Die Sünde kommt her von einem Weibe, und um ihretwillen müssen wir alle sterben. Wenn einer ein böses Weib hat, so ist es als ein ungleich Paar Ochsen, die neben einander ziehen sollen!"

Dies waren die Textesworte. Eine an Länge und Breite entsprechende Predigt hätte ich nicht aushalten können. Kaum war daher das Buch zugeklappt, so erlaubte ich mir die Bemerkung, daß Sirach hier nur von bösen Weibern rede, und daß er also doch wohl voraussetzen müsse, daß es auch gute gebe. Aber da kam ich schön an. Mein alter Freund geriet in ungeheure Aufregung; ich habe ihn weder früher noch später wieder so erregt gesehen. Daß es nicht der unpassende Ton war, den ich mir ihm gegenüber erlaubt hatte, der das bewirkte, sondern die Erwägung, daß ich bald seine Leitung würde entbehren müssen, und die Sorge, daß ich wehrlos ein Opfer der Weibertücke werden könnte, das habe ich später erkannt. Damals erkannte ich es nicht. Er redete sich mehr und mehr in seine erregte Stimmung hinein, und auch ich wurde immer hitziger, ein Wort gab das andre, und endlich verließ ich das Nachbarhaus im Zorn. Einen Thoren kann nur die bittere Erfahrung weise machen, dachte der Alte wahrscheinlich; denn von dem Tage an ließ er die Weiberfrage ruhen. Der zerrissene Faden der Freundschaft aber war bald wieder zusammengeknüpft; daß er einen Knoten hatte, war nicht zu merken.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Belehrende Ereignisse. Es giebt außerhalb der landwirtschaftlichen Kreise gute Seelen, die die Klagen, Deklamationen und Verheißungen der Herren vom Bunde der Landwirte vollkommen ernst nehmen. Diese könnten nun, wenn ihr Glaube nicht unerschütterlich wäre, aus der letzten Debatte über den Terminhandel Belehrung schöpfen. Bloß „der Wissenschaft halber" und zu eigner Belehrung hat auch der Vater Ploetz, der grimme Feind der Börse, sein Spielchen gemacht. Man wußte es ja auch vorher schon, schreibt recht gut die Nationalzeitung: „sie predigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wasser und trinken heimlich Wein; aber es ist doch immer belehrend, wenn wieder einmal ein Weinkeller der Wassertrinker aufgedeckt wird." Die Zentrumsführer sind bekanntlich ebenfalls grimmige Börsenfeinde, aber da sie auch ohne persönliches Studium nach Ploetzischer Manier nicht umhin können, zu wissen, was die Börse leistet und was sie nicht leisten kann, so bauen sie schon jetzt, ehe noch der Bundesrat das neue Börsengesetz bestätigt hat, dem voraussichtlichen Unwillen ihrer großbäuerlichen Wähler vor; man möge nicht etwa, so äußert sich eine Zentrumskorrespondenz, von dem neuen Gesetz große Erwartungen hegen; die Abschaffung des Terminhandels werde das Getreide weder teurer noch billiger machen; ja der Terminhandel gewähre trotz der Auswüchse, die sich daran heften, so bedeutende Vorteile, daß die Landwirte möglicherweise sehr bald seine Wiederherstellung fordern würden; auch würden outsiders, die sich mit der Börse einlassen, in Zukunft nicht weniger schonungslos gerupft werden als bisher. Höchst belehrend war auch die Reichstagssitzung vom 8. Juni; auf der Tagesordnung stand der Handelsvertrag mit Japan, Graf Kanitz aber sprach, wie immer bei solchen Gelegenheiten, über die Schädigung der deutschen Landwirtschaft durch den russischen Handelsvertrag. Der Staatssekretär von Marschall widerlegte seine Behauptungen Punkt für Punkt: das russische Getreide wird nicht zu enorm billigen Tarifsätzen nach Königsberg und Danzig gefahren, im Gegenteil sind die russischen Tarifsätze zum Teil erheblich höher als die deutschen und jetzt nicht niedriger als vor dem Vertrag; der Konsum der Seestädte ist den heimischen Landwirten nicht verloren gegangen, im Gegenteil verbrauchen jene jetzt mehr deutsches Getreide als vor dem Vertrag usw. Nachdem sich aber der Staatssekretär gesetzt hat, steht Graf Kanitz auf und fährt fort, über die Schädigung der deutschen Landwirte durch den Handelsvertrag mit Rußland zu jammern, als ob er die Widerlegung seiner Behauptungen gar nicht gehört hätte. So wirds gemacht; nach diesem Rezept arbeitet der Bund der Landwirte; unbequeme Thatsachen, auch wenn sie von ganz zuverlässiger amtlicher Stelle bestätigt werden, behandelt man als nicht vorhanden oder verschleiert man dem Bauer mit einem Schwall pathetischer Redensarten oder die Aufmerksamkeit abziehender Witzeleien und wiederholt Tag für Tag mit eiserner Stirn die alten, längst widerlegten Behauptungen. Doch haben unsre Bauern zu viel gesunden Menschenverstand, um sich auf die Dauer täuschen zu lassen, und zu ruhiges Blut, als daß sie durch Exaltation um die Besinnung gebracht werden könnten; selbst die dem Bunde der Landwirte zur Verfügung stehenden Machtmittel, z. B. der Beistand der ihnen befreundeten Landräte, fangen an zu versagen, wie der Sieg des Freisinnigen in dem Wahlkreise Ruppin-Templin beweist. Und wie stark muß der Widerwille gegen das Agrariertum in dem Wahlkreise Ansbach-Schwabach sein, wenn dort ein Conrad siegen konnte, ein Litterat von der „Moderne," gegen den selbstverständlich die Geistlichkeit beider Konfessionen alles aufgeboten hatte, was in ihren Kräften stand!

Macht sich bei diesen wie bei mehreren vorhergegangnen Ersatzwahlen die Gegenströmung gegen die im Reichstage herrschende Richtung, die sich gern konservativ nennt, ganz deutlich bemerkbar, so beeilt sich dafür die „konservative" Reichstagsmehrheit desto mehr, solange sie noch das Heft in der Hand hat, alles, was ihr am Herzen liegt, geschwind noch vollends unter Dach und Fach zu bringen. Die Herren von der Regierung haben es nicht ebenso eilig. Der Reichskanzler hat aus seiner Verwunderung über das Verbot des Detailreisens — die Konservativen sagen freilich, es sei gar kein Verbot — kein Hehl gemacht und sein Sohn so entschieden dagegen gesprochen, daß der Antisemit Gräfe ausrief: Gott sei Dank, daß der Reichskanzlerposten nicht erblich ist! Und der Staatssekretär von Bötticher gestand ganz offen ein, daß er den Gesetzentwurf bloß vorgelegt habe, weil ihn die Reichs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tagsmehrheit durchaus haben wollte. Er hat damit unsers Erachtens ganz richtig gehandelt; wir bleiben dabei, daß die Regierung am klügsten thut, wenn sie der agrarisch-zünftlerischen Reichstagsmehrheit in allem zu Willen ist und ruhig abwartet, was dabei herauskommt. Selbstverständlich wird sie sich dann nach ein paar Jahren der Mühe unterziehen müssen, das ganze schöne legislatorische Bauwerk wieder abzutragen, denn was herauskommen muß, das kann gar nicht zweifelhaft sein. Die von uns schon oft beleuchtete Praxis, bei der „Rettung des Mittelstandes" die Pferde zugleich vor und hinter den Wagen zu spannen, hat Eugen Richter im Abgeordnetenhause sehr hübsch beleuchtet, wo man den Versandgeschäften durch Besteuerung den Garaus machen will. Die Stimmung der Regierungsmänner in Baden ist in der viel besprochnen Tischrede des Finanzministers Dr. Buchenberger zu Tage getreten, die den Unfug rügt, bei jedem Übelstande gleich die Hilfe des Staates anzurufen, die Gesetzgebungsmaschine in Bewegung zu setzen und den Aberglauben, der den Gesetzen mystische Kräfte zutraut; man solle das „Selbst ist der Mann" nicht vergessen, mahnte Herr Buchenberger, der, nebenbei bemerkt, ein genauer, vielleicht der genaueste Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse seines kleinen Staates ist. Das werden freilich die Konservativen nicht zugestehen; fängt es doch sogar auch schon bei den Leuten der „Post" an, Glaubensartikel zu werden, daß die Minister und alle übrigen Herren des grünen Tisches von den Fragen des praktischen Lebens nichts verstehen.

Bei den oben erwähnten Ersatzwahlen hat es sich freilich nicht allein um Widerstand gegen die das Maß überschreitende wirtschaftliche Reaktion gehandelt, sondern es hat ohne Frage auch die Abneigung gegen das herrschende politische System mitgewirkt. Wie groß diese ist, dafür hat man einen Maßstab an der Haltung des preußischen Abgeordnetenhauses bei der Behandlung des Assessorenparagraphen, wobei man sich daran erinnern muß, daß in diesem Hause die untern Bevölkerungsschichten so gut wie gar nicht vertreten sind. Sogar die Nationalliberalen haben den Paragraphen abgelehnt. Das bedeutet, daß er — ob mit Recht oder Unrecht, mag unerörtert bleiben — ganz allgemein im Lande so verstanden wird, wie ihn — der Kladderadatsch durch seine Illustrationen erklärt hat. Ein guter Einfall des Abgeordneten Hobrecht war es, zu sagen: „Wir haben Beispiele vor Augen, die beweisen, daß bis in die allerhöchsten Kreise die Ansichten darüber auseinandergehen, was Takt ist und was nicht." Es war ein denkwürdiger Augenblick, als bei der Abstimmung die Nationalliberalen Arm in Arm mit dem Zentrum gegen die Konservativen marschierten. Noch denkwürdiger war dann das Festmahl, mit dem in denselben Tagen der Reichstag seine hundertste Sitzung beging. Der Präsident Buol zwischen Stumm und Bennigsen beim Festmahl, und in einem Festartikel der Kölnischen Zeitung gefeiert! Wie lange ist es denn her, daß von diesem Reichstag und von diesem Präsidium kein einem nationalliberalen oder freikonservativen Manne gehöriger Hund einen Bissen Brot mochte? Die damalige Entrüstung war eben nur ein verspätetes Wiederaufflammen von Empfindungen, die ihren Nährboden verloren haben und, wo sie zum Beweise der Gesinnungstüchtigkeit gelegentlich noch einmal geäußert werden, nicht mehr von Herzen kommen. Die gemeinschaftlichen Interessen überwiegen heute die Interessen und Ideen der Kulturkampfzeit so vollständig, daß sich die Nationalliberalen und Freikonservativen die Bundesgenossenschaft des Zentrums ganz gern gefallen lassen, während andrerseits der Liberalismus der Partei Bennigsen so wenig hitzig und so frei von blutroter Färbung ist, daß sich ihn auch der frömmste Kaplan gefallen lassen kann. Und so wird denn auch das „eminent nationale" Werk, das bürgerliche Gesetzbuch, unter der Flagge des Zentrums und auf von ihm gesteuertem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schiff „mit bedächtiger Schnelle“ in den sichern Hafen gebracht werden, nachdem die beiden gefährlichsten Klippen geschickt umschifft worden sind. Dem Paragraphen über das Vereinsrecht ist eine für die Regierung annehmbare Fassung gegeben worden, und in Beziehung auf die Zivilehe hat der Liberalismus den Konfessionellen Zugeständnisse gemacht, die er sich noch zur Zeit des Entrüstungssturmes gegen den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf nicht hätte träumen lassen. Hirtenknabe, Hirtenknabe, dir auch singt man dort einmal — das gilt auch für das Restchen Falkgeist, das noch in der preußischen Schulverwaltung stecken mag. Mit welcher Entrüstung sind sonst immer die „Pfaffen“ gegeißelt worden, die die Zivilehe ein Konkubinat genannt haben! Nun, wenn die Kommissionsbeschlüsse Gesetz werden, so ist die Auffassung der „Pfaffen“ gesetzlich anerkannt. Indem die Zivilehe in der Überschrift des Abschnitts nicht als Ehe schlechthin, sondern als bürgerliche Ehe bezeichnet wird, und indem durch einen neuen Paragraphen 1566 c der Kirche das Recht eingeräumt wird, die Bedingungen einer giltigen Eheschließung für ihre Angehörigen festzusetzen, wird für die ohne kirchliche Mitwirkung zustande gekommne Ehe kaum eine andre Bezeichnung übrig bleiben, oder wird wenigstens in den unter kirchlichem Einfluß stehenden Volkskreisen zwischen einer bloßen Zivilehe und einem Konkubinat kein Unterschied gemacht werden.

Drei Zöpfe auf einmal abgeschnitten. Der preußische Finanzminister und der Minister des Innern haben an sämtliche Regierungspräsidenten folgenden im Staatsanzeiger veröffentlichten Erlaß zur Vereinfachung des Geschäftsganges und zur Verminderung des Schreibwerks in dem Verwaltungsbereich der Regierungen gerichtet:

1. Alle Berichte, Schreiben und Verfügungen von Behörden an Behörden tragen auf der ersten Seite des Schriftstücks in der obern rechten Ecke die Orts- und Zeitangabe, in der obern linken Ecke den Namen der schreibenden Behörde und darunter die Journalnummer, in der untern linken Ecke, soweit erforderlich, die Angabe der betreffenden Behörde. 2. Berichte sind nur auf den ersten drei Seiten in halber Breite, von da ab in Dreiviertelbreite des Bogens zu schreiben. Auf der linken Hälfte der ersten Berichtsseite ist außer der kurzen Angabe des Inhalts die veranlassende Verfügung oder, daß ohne solche berichtet werde, zu vermerken, und unmittelbar darunter sind die zurückfolgenden und die neu eingereichten Anlagen zu bezeichnen, daß über ihre Identität kein Zweifel entstehen kann. Anlagen von größerer Anzahl sind, soweit es angeht, zu einem Anlagenhefte zu vereinigen, zu paginiren und mit einem Umschlag zu versehen, auf dem die Stücke des Hefts einzeln aufzuführen sind. Erwiderungen auf Schreiben gleichgestellter und auf Berichte nachgeordneter Behörden sind, geeignetenfalls durch Vordruck, mit der Überschrift zu versehen: „Erwiderung auf das Schreiben (den Bericht) vom ... Nr...“ 3. In den Berichten und in den Erwiderungen selbst unterbleibt die bisher übliche Eingangsformel, die Wiederholung der im Rubrum enthaltnen Angaben [und nun kommen die drei Zöpfe!], die Anwendung der Kurialien „gehorsamst, ergebenst, geneigtest, gefälligst usw.,“ die Anrede mit „Euer Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeboren,“ der Submissionsstrich und bei der Unterschrift die Wiederholung der am Eingange des Schriftstücks bereits erfolgten Bezeichnung der Behörde. Die Schriftstücke sind rein sachlich, in klarer und knapper Ausdrucksweise zu fassen. Die Bezugnahme auf Anlagen erfolgt lediglich nach der Nummer, mit der sie im Rubrum des Berichts oder in dem Anlagenhefte angeführt sind, z. B. „Nach Anl. Bl. 9 ist ...“ 4. Bei den auf urschriftlichen Verfügungen einer vorgesetzten Behörde zu erstattenden Berichten ist jede Einleitung fort[weg!]zulassen und ohne weiteres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit der sachlichen Berichterstattung zu beginnen. Kurze Berichte können auf die Vorlage selbst gesetzt werden. 5. Bei Einreichung von Verzeichnissen, Übersichten und Nachweisungen unterbleiben alle Begleitberichte, wofern sie nicht einen besondern selbständigen Inhalt haben. Es genügt der auf das mit entsprechender Aufschrift über den Inhalt des Verzeichnisses usw. zu versehende Schriftstück oder auf einen Umschlag zu setzende Vermerk „Verfügung vom ...“ Bei Schriftstücken an Einzelbeamte, die eine Behörde vorstellen, ist in der Innen- und Außenadresse der Name des Beamten nur dann anzugeben, wenn es sich um persönliche Angelegenheiten desselben handelt.

Die Grenzboten können sich, wie manches andern, auch dieses Erfolges freuen. Die Ausdrucksweise wird mit der Zeit schon auch noch etwas „klarer und knapper“ werden.

Jonathan Swifts Bücherschlacht und Verwandtes. Im Januar 1687, als der Sonnenkönig Ludwig XIV. eben von einer ernsthaften Krankheit genesen war, las in der Akademie Charles Perrault ein Lobgedicht auf den König und auf die moderne Zeit mit ihrer großen Kultur; das Altertum und die ihm anhingen wurden zum Ärger der anwesenden Akademiker Boileau und Racine mit deutlicher Mißachtung darin behandelt. Perrault wurde sogleich in einen heftigen Streit mit Boileau gezogen und schrieb bald darauf seine bis auf den heutigen Tag berühmte Parallele zwischen den Alten und den Neuern. Aber noch vorher erschien jenes Gedicht im Druck, gleich vorn am Eingang eines kleinen Buches, das 1687 in Paris und im folgenden Jahre in Amsterdam unter dem Titel herauskam: Poetische Geschichte des neuerdings zwischen den Alten und den Neuern ausgebrochnen Krieges. Fast zweihundert Jahre lang blieb der Verfasser dieses Buches unbekannt. Jetzt weiß man, daß es ein vornehmer Diplomat und Akademiker war, de Callières, von dem wir außerdem noch ein feines Buch über den guten und schlechten Ausdruck haben (1693). Jene „poetische Geschichte“ endet mit einem Friedensschluß, worin dem französischen Klassizismus — Racine und Boileau mit eingeschlossen — seine Ebenbürtigkeit mit den Alten aufs neue gewährleistet wird unter einigen unwesentlichen, an die Neuern gemachten Zugeständnissen, die zum Teil im Sinne von Perrault sind. Die Sache ist aber inhaltlich ohne jede Bedeutung. Die ausführliche Beschreibung des Kampfes mit einer in Kupfer gestochnen Schlachtordnung ist meistens völlig abgeschmackt und kaum an einem einzigen Punkte auch nur annähernd witzig. Von geschichtlichem Interesse ist aber wohl noch heute für uns, daß in dem Friedensvertrage griechische und lateinische Verse den „feinen“ Nationen verboten und den „Gymnasiasten, den Deutschen und andern Völkern des Nordens“ überlassen werden, denen neben allen andern nichtromanischen Nationen auch das Lateinschreiben solange anheimgegeben wird, „bis sie ihre Muttersprache hinlänglich verfeinert haben werden.“

An diesem unbedeutenden Machwerke soll nach einer in England geltenden Meinung (die z. B. noch R. Garnett in der großen Encyklopädie als etwas ausgemachtes behandelt) Swift mit seiner Bücherschlacht, die etwa 1697 geschrieben worden ist, ein Plagiat verübt haben. Womit diese Ansicht begründet werden könnte, weiß ich nicht. Als einziger Anhalt für eine Möglichkeit wäre anzugeben, daß Swifts Buch zehn Jahre nach jener Schrift abgefaßt worden ist (erschienen ist sie erst 1704); im übrigen aber ist bei Swift alles anders und das meiste, könnte man sagen, entgegengesetzt wie bei Callières.

Aber auch Swifts Schrift ist nur in den Nebendingen hie und da witzig, als Ganzes aber und in seiner Erfindung — auf den Gestellen der Bibliothek,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Kustos Bentley ist, schlagen sich die Bücher mit einander — keineswegs geistvoll zu nennen. Man vergreift sich stark, wenn man diesen Jugendscherz, den ein geistreicher Mann einem reichen Gönner zu Gefallen zu Papier gebracht hat, für ein Meisterstück des journalistischen Humors ausgiebt, und erst recht, wenn man sich bemüht, wie gewöhnlich geschieht, aus diesem Buche für seinen Verfasser Swift eine ernsthafte Rolle in dem Kampfe zwischen Altertum und neuer Zeit, zwischen Klassizismus und Romantik zu entwickeln. Samuel Johnson hat fünfzig Jahre später gesagt, Swift hätte den eigentlichen Streitpunkt gar nicht verstanden, oder er hätte ihn absichtlich verschoben und entstellt. Beides ist unrichtig. Zu dem ersten war Swift zu klug, und das zweite hatte er nicht nötig. Er gab sich gar nicht die Mühe, hier etwas ernsthaft zu nehmen, und machte seine Scherze darüber, und weil nun seine Gönner die antiken Schriftsteller schätzten, aber nicht verstanden, ihr Gegner, der Magister Bentley, aber sie verstand und sowohl sie wie ihre Beschützer kritisirte, und zwar recht unsanft, so war mit einemmale seltsamerweise Swifts Gegner Bentley zu einem „Modernen“ geworden, und die ganze Satire Swifts verschob sich zu einer Polemik nicht gegen oder für den Klassizismus, sondern gegen Bentley und alles pedantische Gelehrtentum, in das dann sogar Swifts eigner, inzwischen schon verstorbner Vetter Dryden mit einbegriffen wurde. Swifts Satz ist etwa: Ihr behandelt die Alten so, daß sie euch nicht anerkennen würden und ihr selbst sie nicht von Angesicht erkenntet, wenn sie euch einmal plötzlich leibhaftig begegneten! Man geht ganz fehl, wenn man in allen diesen Ausführungen irgendwelche Konsequenz und hinter dem Buche eine andre Absicht sucht, als die, Bentley nach Möglichkeit zu ärgern.

Viel besser aber und viel feiner hat Swift in seinem spätern Leben in einer Frage des kritischen Geschmacks das Wort genommen und gezeigt, daß er sich von den Alten vieles angeeignet hatte, wenn er auch persönlich ein völlig moderner Mensch war. Das ist die Schrift „Über das Platte oder die Kunst des Niedrigen in der Poesie,“ die zuerst in einer von Pope 1727 herausgegebnen Sammelschrift stand und jedenfalls nicht Swifts alleiniges Eigentum ist. Aber leider ist das Einzelne hierüber nicht mehr festzustellen, da uns Popes Mitteilungen im Stiche lassen. Die Schrift behandelt ihren Gegenstand ironisch in Erinnerung an den Titel eines bekannten griechischen Traktats: Über das Erhabne. Dieser Traktat ist namenlos überliefert und geht infolge einer unrichtigen und dann falsch verstandnen handschriftlichen Bezeichnung unter dem Namen des Longinus. Er enthält sehr verständige Bemerkungen und ist deswegen oft auch in der schönwissenschaftlichen Kritik berücksichtigt oder nur genannt worden. Swifts Schrift aber ist in unsrer Litteraturgeschichte von Anfang an, wie sie es verdiente, sehr hoch gestellt worden.

Gervinus spricht in seiner Geschichte der deutschen Dichtung von einem „Antilongin“ Swifts. Das ist ein kleines Versehen. Denn wie der Alte über das Erhabne spricht und dabei den falschen Schwulst tadelt, so will Swift von dem Niedrigen oder dem verwerflichen Schwulst der Neuern gleichfalls tadelnd sprechen. Beide sind also einig, nur daß der Moderne die Form der Ironie wählt, wodurch der Irrtum von Gervinus entstanden ist.

„Dionysius Longinus“ hat auch Gutzkow eine seiner letzten Schriften (zweite Auflage 1878) genannt, von der er sich gewiß noch eine beträchtliche Wirkung versprach. Sie giebt viel zu denken. Gutzkow, der ja vor Zeiten — allerdings vor langen Zeiten — als Schriftsteller in Deutschland einen Namen gehabt hat, giebt sich hier als Vorkämpfer der Alten zu erkennen, der „lateinischen Bildung, die nur in Gymnasien langsam gewonnen werden kann“ und die „ein Kraft gebendes Erklimmen des Berges“ genannt wird, während die Feuilletonistik „mit Händen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Füßen rudert, weil sie mit ihrer kurz zuvor geladnen Last zu versinken droht." Das ist gewiß sehr hübsch und treffend gesagt. Aber wer ist nun sein Gegner, der Mann der „unlateinischen Bildung, ohne den Humor, den nur die Schule giebt"? Es ist Gervinus, der einstige Kaufmannslehrling, der die erste wissenschaftliche und die noch heute auf jeder Seite anregende Geschichte der neuern deutschen Litteratur geschrieben hat. Jenes Versehen des „Antilongin" beruht allerdings ein bischen auf der „unlateinischen Bildung." Aber was will eine solche Kleinigkeit sagen! Und Gutzkow selbst hat sie nicht einmal bemerkt, dafür hat er aber seine eigne Schrift nicht nur mit jenem falschen Namen betitelt, sondern sie auch noch ausgestattet mit der Biographie eines Dionysius Longinus, der mit dem fälschlich so benannten Verfasser des Traktats gar nichts zu thun hat. Er kann also mit dieser „lateinischen Bildung" keinen Staat machen.

Geht man aber den ganzen Inhalt des Gutzkowschen Buches durch, so dürfte es sich selten in traurigerer Weise kundgethan haben, wie tief ein Mann geistig herunterkommen kann, auch wenn man die frühere Höhe in diesem Falle noch so niedrig anschlagen möchte. Nichts als Klatsch, der eigentlich doch niemanden interessirt. Wahrscheinlich hat Gutzkow, ehe er das Buch verfaßte, Swifts Bücherschlacht, von der jeder einmal gehört hat, gelesen. Hätte er auch Swifts spätere Schrift gekannt, so würde er vielleicht diesen Dionysius Longinus nicht geschrieben haben. A. p.

Von den Karmelitern. In der Buchausgabe meiner „Wandlungen" habe ich Seite 381 ff. das Leben der Karmeliter geschildert. Wie mir mein Bruder schreibt, hat mich dabei mein Gedächtnis in einigen Punkten getäuscht. Jeder Mönch hat auf der Pritsche drei Kotzen (Decken), zwei als Unterlage und eine zum Zudecken, und nach einem für die nördlichen Ordensprovinzen erlassenen Indult dürfen sie im Winter heizen. Im Frauenkloster zu Graz befinden sich zur Zeit nur zwei adliche Damen, in galizischen Klöstern des Ordens giebt es deren mehrere. Die Infantin von Spanien zu Graz wohnt in einem zum Kloster gehörigen besondern Hause als Hospitantin. Weil das im Buche nicht mehr berichtigt werden konnte, halte ich mich für verpflichtet, es hier zu thun. K. J.

Litteratur

Zur Mäßigkeitsbewegung. Der unermüdliche Kämpfer gegen den Alkohol, Dr. Wilhelm Bode, hat ein hübsches Büchel herausgegeben, dessen Titel jedoch: Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland (München, J. F. Lehmann, 1896) nicht ganz wahrheitsgemäß ist, da eigentlich nur die Geschichte der Mäßigkeitsbestrebungen erzählt wird, während die Trinksitten in einem kurzen einleitenden Kapitel und einem Anhange abgefertigt werden. Bode vertritt seine Sache mit der Wärme eines edeln, begeisterten Herzens und schildert das Wirken der deutschen Mäßigkeitsapostel: eines Seld, Seling, Böttcher, Fietzeck, Wichern, Oldenberg, Wald, Stüve in anschaulicher und fesselnder Weise. Die Mäßigkeitsbewegung trat bekanntlich zuerst in der Gestalt von Enthaltsamkeitsvereinen auf und hat sich seit 1883 in dem Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke verkörpert, während daneben neue Enthaltsamkeitsvereine entstehen. Der Verein gegen den Mißbrauch fordert, wie schon sein Name sagt, nicht die gänzliche Enthaltung, sondern will nur den Mißbrauch durch „bessere Gesetze, bessere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG